

# Gerhard Lohfink: Sich überraschen lassen

Predigt zum 4. Adventssonntag

Als Kind hatte ich immer eine unbändige Freude, wenn es geschneit hatte. Man wurde wach, sah die diffuse Helligkeit an der Zimmerdecke, lief barfuß zum Fenster und stellte dann befriedigt fest, daß es nicht nur geschneit, sondern sehr viel und sehr tief geschneit hatte. Dieses Erlebnis gehört zu den liebsten und schönsten Überraschungen, an die ich mich erinnern kann. Wenn die grauen Straßen und die braunen Felder zugeschneit waren, wenn die Dächer und die Zäune weiß waren, und wenn es dabei immer noch weiter schneite – dann waren das Tage, an denen ich einfach glücklich war. Ähnlich ist es wohl uns allen früher gegangen, und ich glaube, vielen von uns geht es auch heute noch so.

Woher kommt das eigentlich? Woher kommt diese geheimnisvolle Wirkung des Schnees auf unser Inneres? Wie kann uns eine Winterlandschaft derart verzaubern? Es muß damit zusammenhängen, daß die Welt so anders ist, wenn es geschneit hat. Alles ist auf einmal neu. Alles ist verändert. Alles ist verwandelt. Und das rührt uns an. Wir ahnen plötzlich, daß die Welt auch ganz anders sein könnte. Diese Ahnung und Sehnsucht nach einer ganz anderen, verwandelten Welt scheint tief in unseren Herzen zu sitzen.

Und nun möchte ich noch von einer weiteren Erfahrung sprechen – einer Erfahrung, die an einer anderen Stelle einsetzt, und die doch auf etwas ähnliches hinausläuft. Sie kann gemacht werden, wenn Kriege beginnen, wenn sich Katastrophen anbahnen, wenn plötzlich etwas Unvorhergesehenes geschieht, das die Welt in Atem hält; sie kann gemacht werden in Krisenzeiten, in denen ein und dasselbe Thema alle bewegt. Man kann in solchen Zeiten bei vielen Menschen eine seltsame, fast fiebrige Erregung feststellen. In dieser Erregung steckt nicht nur die Angst vor dem, was kommt, sondern zugleich eine tiefe Befriedigung. Eine tiefe Befriedigung darüber, daß sich etwas ändert, daß die Welt jetzt herausgerissen wird aus ihrer Monotonie, daß sie nun niemals mehr so sein wird, wie sie noch vor wenigen Tagen war. Ich habe diese Erregung bei mir selber und bei anderen immer wieder beobachten können. Wenn man älter wird, schämt man sich solcher Gefühle. Man weiß nur zu gut: Kriege und Krisen und Katastrophen bedeuten für unzählige Menschen Leid und Elend. Und trotzdem kann man gegen diese Faszination, die die großen Krisen und Veränderungen der Geschichte in uns hervorrufen, nichts machen. Das Erlebnis, daß nun etwas eintritt, das die Welt verändert, ist zu faszinierend und es reicht zu tief, um bei uns nicht mit positiven Gefühlen besetzt zu sein. Es gibt noch viele verwandte Erfahrungen: Sie führen alle immer wieder zu dem selben Ergebnis.

Wie tief muß das in uns allen sitzen: Dieses Warten auf das ganz Neue, diese Sehnsucht nach dem ganz Anderen, diese Hoffnung, daß die Monotonie der Alltäglichkeit eines Tages zerbricht und daß von da an alles anders wird, diese Hoffnung, daß wir eines Tages überrascht werden von der ganz großen Überraschung, die alle Phantasie übersteigt.

Erfüllt sich diese Hoffnung in unserem Leben? Wird sie eingelöst? Es gibt Tage und Stunden, da können wir nur sagen: Nein, diese Hoffnung wird niemals eingelöst. Es gibt nichts Neues. Das, was neu aussieht, hat schon sehr bald den Reiz der Neuheit verloren. Das Ereignis, von dem wir dachten: Es verändert alles, verändert in Wirk-

lichkeit nichts. Wir selber bleiben uns immer gleich und die anderen bleiben die gleichen und die Welt ist im Grunde immer die gleiche Welt mit ihren Torheiten und Lächerlichkeiten und mit der immer gleichen Monotonie. Es gibt Tage, an denen man so urteilt.

Aber dann können plötzlich Tage und Stunden kommen, in denen alles ganz anders ist. Wir hören ein Wort, das uns tief ergreift und uns nicht mehr als die gleichen zurückläßt. Oder: Wir stehen vor einem Bild, dessen Farben und Konturen uns tief berühren, und wenn wir dann mit dem Betrachten aufhören, sind wir nicht mehr die gleichen. Oder: Wir begegnen einem Menschen und diese Begegnung wird plötzlich anders als alle bisherigen Begegnungen. In dem anderen geht uns eine neue, kostbare und nie erlebte Welt auf. Und dann hat die Welt sich geändert. Oder: Es gelingt uns einmal, etwas wirklich Gutes zu tun, in das wir uns ganz hineingegeben haben und bei dem wir ein Stück von uns selbst hergegeben haben, und dann erfahren wir auf einmal, wie in uns selber etwas anders geworden ist, wie unser Herz offener und sicherer und fröhlicher geworden ist.

Es gibt also beides: Die Erfahrung der Monotonie unserer Welt und unseres Lebens, die ermüdende und lähmende Erfahrung der immer gleichen Muster, nach denen die Geschichte abläuft, die Erfahrung des ewig Gleichen, des ewig Gestrigen, des Banalen, der schrecklichen Banalität unserer Welt.

Aber mitten in diesen deprimierenden Erfahrungen gibt es auch das genaue Gegenteil: Daß wir plötzlich überrascht werden von Überraschungen, die wir uns nie hätten ausdenken können, daß wir mitten in aller Monotonie und Banalität die Erfahrung des Neuen machen, das uns zutiefst erschüttert, die Erfahrung des Unerwarteten und des Unvorhersehbaren.

Liegt in all dem nicht eine Verheißung? Die Verheißung, daß einmal die Stunde kommt, in der endgültig das Neue und das ganz Andere anbricht? Eine Stunde, in der die Banalität endgültig und für immer aus unserem Leben verbannt wird, eine Stunde, in der die Welt und in der unser eigenes Herz von innen her verwandelt wird?

Genau von dieser Stunde spricht die Offenbarung des Johannes, wenn sie sagt: »Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde. Denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen und das Meer ist nicht mehr da« (Offb 21,1). Und dann wird in dem schönsten und kostbarsten Bild, das es gibt, in dem Bild von der Braut, die für ihren Bräutigam geschmückt ist, eine verwandelte Welt geschildert, in der es keinen Tod und keine Tränen mehr gibt, eine Welt, in der Gott selbst mitten unter uns ist, und in der das Alte für immer vergangen ist. Das ungeheure Bild wird gerahmt und versiegelt mit dem Gotteswort: »Seht, ich mache alles neu.« Das ist einer der ganz großen, letzten Sätze der Heiligen Schrift. Er ist voller Verheißung und voller Trost.

An diesen Satz sollten wir manchmal denken, wenn wir von der Alltäglichkeit und der Banalität dieser Welt erdrückt werden. An diesen Satz sollten wir manchmal denken, wenn die Monotonie und das ewig Gleiche alles Lebendige in uns zu ersticken drohen. Glauben im christlichen Sinne heißt gerade: Die Dinge bleiben nicht so, wie sie sind. Die Welt bleibt nicht so, wie sie ist. Der Mensch bleibt nicht so, wie er ist. Der Glaube ist die entschiedene Weigerung, die Welt so zu akzeptieren, wie sie jetzt ist. »Der Glaube ist die entschiedene Weigerung, der Banalität Macht über uns einzuräumen« (D. Sölle). Glauben heißt, fest damit rechnen, daß in unserem Leben immer wieder neue Sinnhorizonte aufbrechen und daß Gott uns immer wieder von neuem überrascht.

Es gibt ein Wort von *Ivan Illich*, das mir irgendwann einmal sehr viel geholfen hat: »Unsere Hoffnung auf Erlösung liegt darin, daß wir von dem anderen überrascht werden. Mögen wir lernen, immer neue Überraschungen zu erleben. Ich habe mich schon vor langer Zeit entschlossen, bis zum letzten Akt meines Lebens, also im Tode selber, auf Überraschungen zu hoffen.«

Glauben heißt, fest damit rechnen, daß Gott uns die schönste, letzte und größte Überraschung bis jetzt noch aufgehoben hat, daß er sie uns aber schon längst voller Liebe vorbereitet und zugedacht hat.

### Aus dem Synodenbeschluß »Unsere Hoffnung«: 7. Schöpfung

Unsere Hoffnung setzt den Glauben an die Welt als Schöpfung Gottes voraus. Und in der Hoffnung auf den neuen Himmel und die neue Erde kommt unser Schöpfungsglaube in sein Ziel. Hoffnung und Schöpfungsglaube gehören untrennbar zusammen, wie zwei Seiten einer Münze. Deshalb gehört zu unserer Hoffnung die Bereitschaft, diese unsere tödliche, in sich verfeindete und leidvoll zerrissene Welt ohne Zynismus und ohne schlechte Naivität als letztlich zustimmungsfähig anzuerkennen, als verborgenen Anlaß zur Dankbarkeit und zur Freude: als Schöpfung Gottes. Zu unserer Hoffnung gehört also die Fähigkeit, ja zu sagen, und die Bereitschaft, zu feiern und zu loben – obwohl es so viel Verneinungswürdiges gibt und obwohl keineswegs alles gut ist, so wie es ist. Die Zustimmungsbereitschaft zur Welt, die in unserer Hoffnung steckt, weil sie getragen ist vom Glauben an die Schöpfung, bedeutet keineswegs eine kritiklose Bejahung der bestehenden Verhältnisse; ... Sie macht uns vielmehr empfänglich für die Wehen der Schöpfung, für das Seufzen der Kreaturen, und diese Zustimmungskraft unserer Hoffnung kann in uns nicht bleiben, wenn wir nicht immer wieder dafür einstehen, daß auch das Leben anderer zustimmungswürdig wird und seinerseits Quelle von Dankbarkeit und Freude sein kann.

Freilich, Zustimmung und Dankbarkeit, Lob des Schöpfers und Freude an der Schöpfung sind kaum gefragte Tugenden in einer Gesellschaft, deren öffentliches Bewußtsein zutiefst verstrickt ist in das universale Spiel der Interessen und Konflikte, das seinerseits die Starken und Mächtigen begünstigt, die Dankbaren und Freundlichen aber leicht überspielt und an den Rand drängt. In einer Lebenswelt, für die als gesellschaftlich bedeutsames Handeln des Menschen eigentlich nur gilt, was sich als Naturbeherrschung oder Bedürfnisbefriedigung, das eine im Interesse des anderen, ausweisen läßt, schwindet die Fähigkeit zu feiern ebenso wie die Fähigkeit zu trauern. Wie weit haben wir uns diesen Prozessen längst widerstandslos unterworfen? Und wohin führen sie uns? In die Apathie? In die Banalität? So unbegrenzt auch das Leistungspotential unter uns Menschen sein mag, die Reserven an Sinngebungskraft, der Widerstand gegen drohende Banalität – sie scheinen nicht unerschöpflich zu sein. Ob uns da die immer deutlicher sich abzeichnenden Grenzen der Naturausbeutung zur Besinnung bringen können? Ob sie uns neue Möglichkeiten schenken, die Welt als Schöpfung zu erahnen? Und ob dann wieder andere praktische Verhaltensweisen des Menschen wie das Beten und das Feiern, das Loben und Danken ihr unanschauliches und unansehnliches, ohnmächtiges Dasein verlieren? Oder ob all diese Haltungen uns endgültig ausgeredet werden sollen, etwa als Ausdruck einer überhöhten Sinnerwartung, die bloß eine Folge falscher Traditionen und falscher Erziehung wäre?

Jedenfalls dürfen wir Christen nicht aufhören, unsere Hoffnung als ein Fest zu feiern, das unsere Lebenswelt durchstrahlt und in dem auch etwas von der Solidarität der Gesamtschöpfung aufscheint, innerhalb derer der Mensch zur Herrschaft, nicht aber zur Willkür eingesetzt ist. Das Leiden lernen in einer leidenstüchtigen, apathischen Welt, aber auch die Freude lernen, diesseltiges Vergnügen an Gott und seinen Verheißungen in einer überanstrengten Welt: das gehört nicht zuletzt zu den Sendungen unserer Hoffnung in dieser Zeit und für sie.